

Jochen Bahr
Mecklenburger Bauernopfer

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.ddb.de> abrufbar.

ISBN 978-3-89969-184-9

Copyright © 2015 by PRINCIPAL Verlag, Münster/Westf.

Umschlagbild: © LianeM - Fotolia.com

Alle Rechte vorbehalten

Printed in Germany

Jochen Bahr

**Mecklenburger
Bauernopfer**



PRINCIPAL VERLAG

Der Autor: JOCHEN BAHR, 1958 in Brunsbüttel geboren, studierte in Kiel Deutsch und Geschichte für das Lehramt an Realschulen.

Seit 1996 lebt er in St. Michaelisdonn.

2009 erschien sein Roman *Mord im Kloster Dobbertin* im Thomas Helms Verlag.

2012 erschien sein Roman *Schweriner Rochade* im Principal Verlag.

Für Karen und Uwe

KAPITEL 1

Viel Zeit hatte er nicht mehr, denn zwischen Eintreten wirklicher Dunkelheit und Beginn der Morgendämmerung bleiben am ersten Juliwochenende lediglich wenige Stunden. Für sein Vorhaben würde das allemal ausreichen, aber er war nun schon mehrmals durch die Straßen gestreift, ohne etwas Passendes zu finden. Erschwert wurden seine Bemühungen noch durch die Menschenmassen, die sich, durch Sommerfest und angenehme Temperaturen ins Freie gelockt, ebenfalls in der Stadt tummelten. Andererseits hatte er von dem sogenannten Genovese-Syndrom gelesen: 1964 war eine Frau namens Kitty Genovese in der Nähe ihrer New Yorker Wohnung von einem Mann mit einem Messer attackiert und ermordet worden. Die Tat hatte sich über einen Zeitraum von über einer halben Stunde hingezogen und war von 38 Personen aus ihren Wohnungsfenstern beobachtet worden. Das Merkwürdige war nur, dass niemand eingriff. Psychologen meinten später, dass sich keiner der Zeugen direkt zum Eingreifen veranlasst gesehen habe, da sich jeder auf den anderen verließ. Menschenmengen, so konnte er für sich daraus schließen, boten demzufolge nicht automatisch Schutz vor Verbrechen.

Sein Vorhaben würde er allerdings nicht als Verbrechen bezeichnen. Niemand in seinem oder einem verwandten Fachgebiet würde sich mit dem Vorsatz aus dem Haus begeben, heute noch ein Verbrechen begehen zu wollen. In dieser Fehleinschätzung seiner Tätigkeitsbeschreibung lag er auf einer Linie mit allen Gangstern, um einmal einen englisch-amerikanischen Ausdruck zu wählen, auf den sich Täter und Opfer viel-

leicht einigen mochten. Ein gut gesetzter Anglizismus klingt nicht nur im Wirtschaftsleben professioneller.

In Gedanken versunken, hatte es ihn langsam vom Geschehen auf dem Marktplatz weggetrieben und allmählich in die etwas weniger frequentierten Seitenstraßen gespült. Hier war auch die Musik nicht mehr so aufdringlich laut. Für einen Moment blieb er stehen und fuhr sich mit den Händen durch die fettigen Haare. Vielleicht sollte er einfach wieder nach Hause gehen, aber er stellte sich vor, wie er dann unruhig im Bett lag und sich darüber ärgerte, unverrichteter Dinge geblieben zu sein. Wenn er sich vornahm, »auf die Pirsch zu gehen«, wie er es nannte, brauchte er den Erfolg für sein seelisches Gleichgewicht.

Augenblick mal, was war das denn da an der Hauswand? So einsam, so allein? Endlich schien ihm das Glück hold zu sein.

Nun gut, zwar schon etwas älter, aber dafür alles dran, was man braucht, dachte er fachmännisch.

Mit prüfendem Blick sicherte er sich nach links und rechts ab und schlich sich an sein Ziel. Seine rechte Hand tastete nach der schweren Zange in seinem Rucksack, die sich selbst durch gehärteten Stahl zu beißen vermochte. Erneut vergewisserte er sich, dass er von niemandem gestört werden würde.

»Du warst allein und ich habe es gesehen«, zitierte er aus Falcos Welthit »Jeanny«.

Dann war er mit einem raschen Schritt an der Hauswand. Verblüfft stellte er fest, dass er ohne die Zange auskommen würde. Eigentlich schade, dachte er, denn die knackenden Geräusche gaben ihm wirklich das Gefühl, handwerklich tätig zu sein. Nun gut, dieses Mal würde er den Job mit den bloßen Händen erledigen,

was auch eine gewisse Herausforderung war. Ein gezielter Griff – und mit einem kräftigen Ruck brach er das werksseitig gelieferte Standardschloss aus der Halterung. Schnell setzte er sich auf das teure Markenrad und trat kräftig in die Pedale. Warum die Besitzer ihre Fahrräder nicht besser sicherten, blieb ihm ein Geheimnis.

* * *

»Mensch, ist mir übel!«, stöhnte Wolfgang Kruse zum wiederholten Male.

Der neben ihm gehende – oder besser: schwankende – Bernd Müller nickte lediglich. Ihm war zwar nicht übel, aber seine Blase drückte. Bis nach Hause würde er es nicht schaffen, das war ihm klar. Also blieb ihm nichts anderes übrig, als sich nach einem passenden Vorgarten umzusehen, der nicht nur aus einer kleinen Rasenfläche mit einigen Zierbeeten bestand. Leider liefen trotz der späten Stunde noch viele Menschen durch die Stadt, denn das Stuckendorfer Sommerfest war an diesem ersten Juliwochenende des Jahres 2011 wegen des schönen Wetters besonders gut besucht.

Vorteilhafter für Müller war die neue Straßenbeleuchtung, die aus LED-Lampen bestand. Zwischen den grell ausgeleuchteten Flächen gab es regelmäßig dunkle Flecken, sodass es bereits zu Protesten gegen die neuen Lampen gekommen war. Die Masten seien zu niedrig, die Vorgärten blieben im Dunkeln, die Lichtkegel seien zu grell. Immerhin sollte sich die Investition in etwa zwanzig Jahren amortisiert haben. Bernd Müller, von Beruf Lehrer, hatte als Mitglied des Stadtrates für die Anschaffung der LED-Lampen gestimmt.

Für ihn würden sie sich schon in dieser Nacht amortisieren, dachte er biertrunken. Mit seinem Zechkumpen Wolfgang Kruse, von Beruf Landwirt und Neuerungen selten aufgeschlossen, hatte er an diesem Abend ausgiebig über die Entscheidung der Ratsversammlung gestritten. Watt de Bur ni' kennt ..., ging es Müller durch den Kopf, und er schaute zu Kruse, dessen Gesichtsfarbe darauf hinwies, dass ihm gleich etwas völlig anderes durch den Kopf gehen würde.

»Übel!«, jammerte Kruse erneut, und Müller hoffte, sein Kollege würde beim Sprechen auf die Umlaute verzichten, um keinen Brechanfall zu provozieren.

Inzwischen hatten sie das Ende der Gartenstraße erreicht und standen am Straßenrand der Rosenstraße. Müller schaute sich um in Richtung Marktplatz, konnte aber keine weiteren Personen entdecken. Jetzt musste er schnell handeln, wenn er sich nicht in die Hosen machen wollte. Er betrat die Rosenstraße und wurde beinahe von einem Radfahrer erfasst, der ohne Licht von rechts auf ihn zugefahren kam. Gerade noch rechtzeitig wich der Radfahrer in weitem Bogen aus und setzte seine Fahrt fort. Müller überquerte die Fahrbahn und lief hinter eine in Stein gehauene Personengruppe auf dem Gelände der Freiwilligen Feuerwehr Stucken-dorf, während Kruse ihm hinterherglotzte und für einen Moment seine Übelkeit vergessen zu haben schien. Müller war inzwischen hinter der Steinplastik verschwunden. Das Kunstwerk zeigte vier Feuerwehrmänner bei Löscharbeiten.

Wenig später kam Müller kreidebleich wieder zum Vorschein.

»Da liegt einer«, sagte er zu Kruse.

»Mir ist übel«, wiederholte der und wankte hinter

die Plastik, wo er sich sogleich hörbar übergab. Dann kehrte er zurück, wischte sich den Mund mit dem Handrücken notdürftig ab und fragte: »Und nun?«

»Polizei«, entschied Müller und zückte sein Handy.

* * *

»Was für eine Sauerei!«, schimpfte Gesche Thaden von der Spurensicherung und ließ dabei offen, ob sie die Masse aus Blut und Gewebe, den Urinsee oder Wolfgang Kruses Mageninhalt meinte.

Kriminalhauptkommissar Helmuth Beyer und Kommissarin Britta Schweinowski mochten der Aussage nicht widersprechen. Der Tote war sehr groß, bestimmt eins neunzig, schlank und zwischen dreißig und vierzig Jahre alt. Er war mit einer blauen Designerjeans aus Italien und einem hellgrauen Jackett über einem weißen Hemd bekleidet. Seine Füße steckten in hellbraunen Wildlederschuhen. Sein blondes Haar trug er kurz geschnitten. Die Leiche lag mit dem Gesicht auf dem geteerten Feuerwehrgelände. Der Hinterkopf war aufgeplatzt, und aus der Wunde waren Blut und Hirnmasse auf den Teer gelaufen. Zum Glück hatte Beyer vor der Abfahrt noch ein paar Zwieback gegessen und Tee getrunken; jetzt hätte er nichts mehr herunterbekommen.

Sie waren am frühen Morgen aus Schwerin losgefahren und standen nun müde und fröstelnd auf dem Gelände der Freiwilligen Feuerwehr Stuckendorf.

Beyer war 49 Jahre alt, 1,78 m groß, blond und schlank. Unter seinen blauen Augen lagen dunkle Ringe, die auf Übermüdung oder auf eine kränkliche Konstitution schließen ließen.

Schweinowski war 29 Jahre alt, sportlich und schlank

mit kurzen, dunklen Haaren. Sie naschte ständig Süßigkeiten, nahm aber nicht zu und strahlte eine Robustheit aus, die Beyer neidisch machte.

Helmuth Beyer zog den Reißverschluss seiner hellen Windjacke hoch und fragte Gesche Thaden: »Was kannst du uns jetzt schon sagen?«

»Werner Steinbach, 38 Jahre, wohnhaft in Schwerin, Schädelbruch nach mehreren Schlägen – womit, weiß ich noch nicht.«

»Schwerin? Was wollte der dann in dieser Gegend?«, fragte Schweinowski.

»Keine Ahnung. Vielleicht das Sommerfest besuchen?«, entgegnete Thaden.

»Hm, möglich. Wer hat ihn gefunden?«, hakte Beyer nach.

Thaden wies mit dem Kopf in Richtung Rettungswagen, auf dessen Laderampe Kruse und Müller hockten und etwas alkoholfreies tranken.

»Warum sind die noch hier?«, wollte Beyer wissen.

Thaden antwortete: »Der Streifenkollege ist ein ganz Gewissenhafter. Er wollte verhindern, dass die beiden eventuelle Spuren an ihrer Kleidung beseitigen.«

Der Hauptkommissar war beeindruckt von dieser Übersicht.

»Sind die überhaupt vernehmungsfähig?«, fragte Schweinowski zweifelnd.

»Frau Schweinowski, kümmern Sie sich doch bitte zunächst darum, ob Steinbach in einem Hotel in der Nähe abgestiegen ist. Und wenn Sie dabei sind, bestellen Sie auch gleich zwei Zimmer für uns, denn wir können nicht täglich zwischenfahren. Darüber hinaus benötigen wir die Namen etwaiger Angehöriger, die wir benachrichtigen müssen. Und dann will ich wissen,

ob Steinbach mit öffentlichen Verkehrsmitteln oder mit dem Pkw hier war«, ordnete Beyer an und ging zum Rettungsfahrzeug.

»Haben Sie Schlüssel bei dem Toten gefunden?«, fragte Schweinowski.

Thaden holte einen Schlüsselbund aus der Jackentasche des Toten und gab ihn der Kommissarin.

»Hm, Autoschlüssel, mehrere Türschlüssel. Kein Hotelschlüssel?«

Thaden schüttelte den Kopf und sagte: »Die sind heute an solch klobigen Anhängern, damit sie kein Mensch mehr mit sich herumschleppt. Außerdem sind große Hotelketten inzwischen auf Karten umgestiegen.«

»Dann werde ich mich mal auf die Suche nach einem Hotel machen. Seinen Ausweis nehme ich mit.«

»Und die Angehörigen?«

»Eins nach dem anderen«, blockte Schweinowski ab und ging zu einem Schutzpolizisten.

»Hallo, Schweinowski ist mein Name. Und Sie sind ...«

»Jakobsen, Polizeimeister.«

»Wenn unser Klient in Ihrem schönen Ort übernachten wollte, wo würde er sich einquartieren?«, fragte die Kommissarin.

»Hotel Linde, direkt am Markt«, kam die prompte Antwort.

»Und wie komme ich da hin?«, fragte Schweinowski.

»Wenn Sie wollen, begleite ich Sie«, bot der Polizist an, der wohl auch keine Lust mehr hatte, am Tatort Wache zu halten.

»Das ist ein Angebot. Haben Sie den Mann vorher

schon einmal gesehen?«, erkundigte sich Schweinowski und zeigte ihm den Ausweis des Toten.

Der Polizist guckte sich das Bild genau an. »Ich weiß nicht. Er kommt mir irgendwie bekannt vor.«

»Sein Name ist Werner Steinbach.«

»Steinbach, so heißt der Schlossherr. Also der Gutsbesitzer. Gut Stuckendorf befindet sich am östlichen Ortsrand. Steinbach hat einen Sohn, der Werner heißt«, meinte Jakobsen.

»In dem Fall wird er wohl kaum in einem Hotel übernachtet haben«, schlussfolgerte Schweinowski.

»Die beiden haben sich nicht verstanden«, entgegnete der Schutzpolizist. »Irgendeine alte Geschichte.«

Die Kriminalkommissarin überlegte, statt zum Hotel direkt zum Gutshaus zu fahren, hätte dann jedoch die schwere Aufgabe, die Todesnachricht zu übermitteln. Das überließ sie lieber ihrem Chef.

Während Schweinowski und Jakobsen Richtung Marktplatz zum Hotel Linde gingen, beschäftigte Helmuth Beyer sich mit den inzwischen deutlich nüchterner wirkenden Herren Müller und Kruse.

Der einundsechzigjährige Bernd Müller war eindeutig zu klein für sein Körpergewicht. Das Jackett spannte bedenklich und der Gürtel wies nicht mehr viele Optionen auf. Mit geröteten Schweinsäuglein hinter dicken Brillengläsern betrachtete er Helmuth Beyer.

Wolfgang Kruse war ebenfalls einundsechzig, aber körperlich in wesentlich besserer Form, auch wenn der Bier- und Schnapskonsum des gestrigen Abends seine Spuren hinterlassen hatte.

»Guten Tag, mein Name ist Beyer, Kripo Schwerin.«

»Müller.«

»Kruse.«

»Haben wir schon Ihre Personalien?«, fragte Beyer, der gerne systematisch vorging.

»Hat Jakobsen«, merkte Kruse an.

»Jakobsen? Ach so, mein uniformierter Kollege. Gut, kommen wir zum gestrigen Abend. Sie kamen hier entlang und fanden den Toten. Können Sie mir einmal den Ablauf schildern?«

Kruse schaute Müller an, was dieser zu Recht als Aufforderung verstand.

»Wir kamen vom Sommerfest, es war gegen Viertel vor ein Uhr. Ich musste mich erleichtern und trat hinter die Steinfiguren. Da sah ich den Toten liegen.«

»So war das«, stimmte Kruse zu.

»Ich verstehe das nicht ganz, Sie erleichterten sich neben einer Leiche?«, vergewisserte sich Beyer ungläubig.

»Ich habe ihn doch nicht gleich gesehen. Ich achtete mehr auf die Straße, also ob da jemand kommt. Und als ich nun pi..., mich erleichterte, guckte ich nach links und sah ihn da liegen, aber ich konnte den Strahl nicht mehr stoppen, verstehen Sie?«

»Der Druck war wohl größer als die Pietät«, ergänzte Kruse.

»Hm, sahen Sie vorher jemanden aus dieser Richtung kommen?«, fasste Beyer nach.

»Nein. Hier war niemand, sonst hätte ich mir diesen Platz nicht ausgesucht«, antwortete Müller.

»Man wird heutzutage ja schnell zum Exhibitionisten gemacht, nicht?«, warf Kruse ein.

»Und Sie ...«, fast hätte Beyer gefragt, ob Kruse immer seinen Senf dazugeben musste, verkniff sich dieses Bonmot jedoch lieber.

»Mir war übel, und als ich dann den Toten sah, das ganze Blut und so, da konnte ich es nicht mehr zurückhalten«, erklärte Kruse.

»Während Herr Müller hinter den Figuren stand, sahen Sie in der Zeit jemanden in der Nähe?«, fragte Beyer.

Kruse schüttelte verneinend den Kopf, sagte dann aber: »Nur vorher, da kam ein Radfahrer die Rosenstraße entlang.«

»Aha, haben Sie den Radfahrer erkannt?«

»Nein, er fuhr zu schnell.«

Beyer wies in Richtung Leiche und fragte: »Kannten Sie den Mann? Haben Sie ihn schon einmal gesehen?«

Müller antwortete: »Ich habe gar nicht richtig hingeguckt. Wer ist es denn?«

»Der Mann heißt Werner Steinbach, er ...«, sagte Beyer und wurde sofort von Müller unterbrochen.

»Werner? Meine Güte, den habe ich nicht erkannt. Der war eine Ewigkeit nicht mehr hier.«

»Ach, Sie kennen ihn?«, hakte Beyer nach.

»Ich war sein Klassenlehrer.«

»Vielleicht wollte er sich wieder mit seinem Vater vertragen«, mutmaßte Kruse.

Beyer wurde hellhörig.

»Gab es da Streit?«

»Ist 'ne lange Geschichte«, winkte Kruse ab. »Werner wollte den Hof nicht übernehmen, wollte überhaupt weg aus Stuckendorf. Und Erich, sein Vater, hat ihm das nie verziehen. Werner war bestimmt seit fünfzehn Jahren nicht mehr im Ort.«

Beyer hatte sich innerlich eigentlich auf eine längere Erzählung eingestellt und war demzufolge von dem abrupten Ende überrascht.

»Dann wird er sicherlich bei seinen Eltern ...«

»Die Mutter lebt nicht mehr. Sie starb vor fünfzehn Jahren«, räumte Müller ein.

»Er wird demnach bei seinem Vater gewohnt haben. Können Sie mir die Adresse geben?«, fragte Beyer.

»Sie fahren die Österstraße raus aus Stuckendorf, und gleich hinter dem Ortsausgang liegt der Gutshof auf der linken Seite. Können Sie gar nicht verfehlen«, erklärte Kruse.

Beyer bedankte sich bei den beiden und ging zum Auto. Sollte er alleine zu Steinbach fahren oder lieber auf Schweinowski warten? Die Neugier siegte, aber er wollte Schweinowski zumindest informieren. Er rief sie über sein Handy an, erreichte jedoch nur ihre Mailbox. Sicherlich hockte seine Kollegin am Frühstücksbüfett des Hotels und genoss die regionale Küche, auch wenn sie eigentlich Italienfan war.

Helmuth Beyer setzte sich in das Dienstfahrzeug und fuhr über die Rosenstraße, die auf die Österstraße führte, aus Stuckendorf heraus. Inzwischen schien die Sonne und der Temperaturanzeiger des Opels zeigte achtzehn Grad an.

* * *

Stuckendorf hat etwa siebentausend Einwohner, ist also recht überschaubar. Der Ortskern ist dicht bebaut mit Altenteilerhäusern aus dem neunzehnten Jahrhundert. Hinzu kommen kleine Geschäftshäuser und einige schnell hochgezogene Wohnungen aus den Sechzigerjahren. Der Marktplatz mit Kirche und sternförmig davon fortziehenden Straßen und Gassen bilden das Zentrum. Gleich am Ortsrand befinden sich die Felder

der Bauern. Getreide, Mais, aber vor allem Viehwirtschaft konnte Beyer erkennen. Nach etwa fünfhundert Metern tauchten auf der linken Straßenseite ein Gutshaus mit Stallungen und dahinter zwei ausgebaute Katen auf. Neben den Gebäuden verlief ein relativ neuer Zaun, soweit Beyer das auf die Entfernung erkennen konnte.

Helmuth Beyer steuerte den Wagen durch eine kleine Kastanienallee auf das Gutshaus zu. Er schaute auf seine Armbanduhr. Es war sieben Uhr. Vielleicht müsste er dem Bewohner des Gutshauses noch beim Frühstück mitteilen, dass sein Sohn etwa siebenhundert Meter von hier entfernt ermordet aufgefunden worden war. In solchen Momenten bedauerte er es, dass seine Freundin, die Polizeipsychologin Dr. Liselotte Schlammer, nicht da war.

Seit fünfzehn Jahren lebten sie zusammen, wenn auch in getrennten Wohnungen, aber das sagte nichts über die Intensität ihrer Beziehung aus, wie Beyer meinte. Lilo würde aus der Reaktion Steinbachs sicherlich eine Menge schließen können, während Beyer mehr damit zu kämpfen hatte, wie er die traurige Mitteilung überbringen könnte. Er hatte schon so viele verschiedene Reaktionen auf seine Nachricht, dass ein Angehöriger ermordet worden war, erfahren. Seltsamerweise schob man ihm jedes Mal unterschwellig eine Mitverantwortung für die Tat zu, obwohl er nur der Bote dieser Hiobsbotschaft war. Dieser unausgesprochene Vorwurf, der natürlich völlig irrational war, dauerte so lange an, bis der Täter ermittelt und vor Gericht gestellt worden war.

»Der Mensch personalisiert nun einmal. Er will hinter jedem Geschehen einen Namen, ein Gesicht sehen,

um die Verantwortung für etwas festzumachen. Und wenn man die Verantwortlichkeit für ein Geschehen nicht festmachen kann, sucht man sich eben einen anderen Sündenbock«, lautete Lilos schlichte Erklärung hierfür.

Beyer schaute auf das weiß gestrichene Gutshaus, eine zweiflügelige Anlage. Bei näherer Betrachtung zeigten sich selbst für einen Laien wie Beyer die Baumängel. Die Farbe an den Fenstern war abgeblättert, am Dach war Flickwerk zu erkennen und das Mauerwerk wies erste Risse auf. Links neben dem Gutshaus in etwa zehn Meter Entfernung befand sich eine Lagerhalle, daneben lagen die Stallungen. Rechts der Wohnanlage sah Beyer eine umzäunte leere Wiese. Hatte der Gutsbesitzer kein Vieh mehr? Bei dem Wetter würde es doch nicht im Stall stehen.

Müde stieg Helmuth Beyer aus dem Fahrzeug und ging zum Eingangsportal, neben dem ein Rennrad an der Hauswand lehnte. Beyer hatte als Kind immer von solch einem Vorzeige-Drahtesel geträumt. Von den Stallungen wehte ein kräftiger Geruch nach Vieh zu ihm herüber. Tiere wurden hier also noch gehalten. Beyer war Stadtmensch und würde nie verstehen, warum man ausgerechnet diesen Gestank als ›gesunde Landluft‹ bezeichnete. Auch die moderne Landwirtschaft würde er wahrscheinlich nicht begreifen.

Ein gusseiserner Ring, der in einem Löwenmaul steckte, fungierte als Türklopfer. Es dauerte eine Weile, bis die schwere Holztür aufgemacht wurde und ein großer, kräftiger Mann mit dichten blonden Haaren über einem gebräunten Gesicht Beyer fragend ansah. Beyer ordnete sein Gegenüber in die Rubrik ›Naturbursche‹ ein. Das Sportrad neben der Eingangstür wurde

sicherlich häufig benutzt. Der Mann trug Jeans und ein rot kariertes Hemd, die Füße steckten in hellen Wildlederschuhen. Beyer fiel die Ähnlichkeit zu Werner Steinbachs Schuhwerk sofort auf.

»Beyer ist mein Name, ich komme von der Kripo Schwerin. Sind Sie Herr Steinbach?«

»Ja, was kann ich für Sie tun?«

»Dürfte ich vielleicht für einen Moment hereinkommen?«

»Bitte, aber worum geht es denn?«, fragte Steinbach und öffnete die Tür dabei so weit, dass Beyer eintreten konnte.

In der Eingangshalle war es relativ dunkel, was an den Kastanienbäumen vor dem Haus lag. Eine breite Holzterrasse links von der Eingangstür führte in das obere Stockwerk. Rechts an der Wand hingen einige Jagdtrophäen; für Beyer eigentlich ein Zeichen ostelbischen Junkertums, aber die Jagdleidenschaft hatte selbst so unterschiedliche Typen wie Franz Josef Strauß und Erich Honecker verbunden.

Steinbach dirigierte Beyer nach rechts in einen Raum, der wohl als Büro genutzt wurde. Ein dunkler Schreibtisch aus Holz diente quasi als Kommandozentrale, bestehend aus einem Telefon, einem PC und einer Schreibunterlage. An der Wandseite links der Eingangstür befand sich ein Regal, das mit Aktenordnern bestückt war, rechts an der Fensterseite war eine kleine Sitzzecke angeordnet, auf die Steinbach zusteuerte.

»Kriminalpolizei aus Schwerin? Ich kann mir beim besten Willen nicht vorstellen, was Sie von mir wollen«, wunderte sich Steinbach.

»Es geht um Ihren Sohn, Herr Steinbach. Es tut mir

leid Ihnen mitteilen zu müssen, dass er in der letzten Nacht ermordet wurde.«

Steinbach schwieg, lehnte sich mit verschränkten Armen in seinem Stuhl zurück und blickte aus dem Fenster. Seine Gesichtsfarbe wechselte ins Blässliche und Beyer konnte die Falten sehen, die sich tief in Steinbachs Gesicht gegraben hatten.

»Wie ist es passiert?«, fragte Steinbach nach einigen Sekunden.

»Er wurde erschlagen. Von hinten«, erklärte Beyer.

»Wissen Sie bereits von wem?« Steinbach beugte sich nach vorne.

»Nein, wir stehen erst am Anfang unserer Ermittlungen.« Wie häufig hatte Beyer diesen Satz schon gesagt? Er wusste es nicht mehr. Kamen jetzt die Vorwürfe über eine zu lahme Polizei, über unzureichende Ermittlungsmethoden und zu lasche Gesetze? Beyer hatte alles schon erlebt. Sein Blick schweifte ziellos durch das Büro und blieb schließlich an einem Kalender der Firma Fendt haften.

»Soll ich nach Schwerin kommen und ihn identifizieren?«

»Er ist nicht in Schwerin, er ist hier«, präzisierte Beyer und schaute wieder zu Steinbach.

Steinbachs Augen flackerten. Er war sichtlich irritiert und wischte seine Handflächen an den Oberschenkeln ab.

»Er wurde im Ort ermordet?«, fragte er, als passierten Verbrechen nur in Großstädten.

Beyer nickte. »Auf dem Gelände der Freiwilligen Feuerwehr.«

»Er war hier?«, murmelte Steinbach ungläubig mehr zu sich selbst als zu Beyer.

»Sie wussten nichts davon? Er hat Sie nicht besucht?«

»Nein, ich wusste nicht, dass er da war. Was hat er in Stuckendorf gewollt?«, fragte Steinbach.

»Das weiß ich nicht, das wollte ich eigentlich von Ihnen erfahren. Man erzählte mir, dass Ihr Sohn Sie seit fünfzehn Jahren nicht mehr besucht haben soll. Stimmt das?«

Steinbach antwortete nicht, sondern knetete seine kräftigen Hände.

»Können Sie mir sagen, warum es zu dem Zerwürfnis kam?«, drängte Beyer.

»Familienstreit, lange her«, wehrte Steinbach ab.

»Worum ging es dabei?«, blieb Beyer hartnäckig.

»Werner wollte weg aus Stuckendorf«, grummelte Steinbach.

»Ist das nicht normal, dass Kinder ihren eigenen Weg gehen wollen?«, fragte Beyer in der Art eines Familienberaters. Lilo wäre jetzt bestimmt stolz auf ihn.

»Hören Sie, ich habe nach der Wende lange gekämpft, um unseren Familienbesitz wiederzubekommen. Ich habe alles, was ich uns im Westen aufgebaut hatte, verkauft und das Geld hier investiert, und dann erklärt mir mein Herr Sohn, dass er wegwill. Anfangs hielt ich das für eine Laune, für jugendliches Protestgehebe, aber er blieb bei seiner Meinung.«

Der Sohn hatte wohl nicht nur den Geschmack für Wildlederschuhe von seinem Vater geerbt, dachte Beyer.

»Was machte Ihr Sohn beruflich in Schwerin?«

»Er arbeitet für die BVVG, habe ich gehört, also die Bodenverwertungs- und -verwaltungs GmbH. Es ist die Nachfolgerin der Treuhand. Sie verwaltet und verkauft ehemals staatlichen oder verstaatlichten Besitz.

Das ist sehr kompliziert.« Steinbach wechselte abrupt das Thema. »Wann kann ich meinen Sohn beerdigen?«

»Es wird erst eine rechtsmedizinische Untersuchung geben. Wann die abgeschlossen sein wird, kann ich Ihnen nicht sagen. Was machte Ihr Sohn bei der BVVG?«

»Das weiß ich nicht, wir hatten ja keinen Kontakt.«

Die Anspannung aus Steinbachs Körper wich einem Ausdruck von Resignation. Er stützte seine Unterarme auf den Schenkeln ab und faltete die Hände wie zu einem Gebet. Sein Blick war nach unten gerichtet.

»Über sein Privatleben wissen Sie auch nichts?«

Steinbach schüttelte den Kopf. »Keine Ahnung.« Mehr zu sich selbst schloss er an: »Wer macht denn hier weiter, wenn ich nicht mehr bin?«

»Leben Sie allein auf diesem Hof?«, fragte Beyer.

»Ja. Natürlich habe ich Angestellte, die leben allerdings nicht auf dem Gut.«

Der Mann hockt vor den Trümmern seines Lebens, dachte Beyer.

»Hatte Ihr Sohn noch Freunde in Stuckendorf, die er besucht haben könnte?«

»Freunde? Ehemalige Schulkameraden, ja, aber Freunde? Keine Ahnung, er war nicht mehr bei uns seit ...« Steinbach brach ab und wischte sich mit dem Zeigefinger über den rechten Nasenflügel.

»Ja?«, ermunterte Beyer ihn.

»... seit dem Tod meiner Frau. Fünfzehn Jahre.«

»Sie können dagegen nicht ausschließen, dass er hin und wieder in Stuckendorf war.«

»Nein, das kann ich jetzt wohl nicht mehr«, sagte Steinbach traurig.

Beyer erhob sich und ging zur Tür. Steinbach war

ebenfalls aufgestanden. Als sie an der Haustür waren, fragte Beyer: »Haben Sie nur Viehwirtschaft?«

Steinbach schüttelte den Kopf. »Nein, auch Weizen, aber hauptsächlich Viehwirtschaft. Noch, denn es lohnt sich nicht mehr.«

»Ja, ja, Brüssel und die Milchquote«, sinnierte der Hauptkommissar, weil er meinte, dass er damit bei jedem Landwirt ins Schwarze traf.

Steinbach lächelte. »Wenn Sie das sagen.«

»Warum haben Sie den Zaun vor den Katen ziehen lassen?« Beyer achtete auf Kleinigkeiten, und wenn etwas seinen Ordnungssinn störte, fragte er nach.

Der Gutsbesitzer guckte etwas verwirrt, ehe er antwortete: »Der Zaun steht da, weil die Katen und das Land dort bis zur Straße nicht mehr zum Gut gehören.«

»Ach so. Es kann sein, dass ich noch einmal wiederkommen muss«, verabschiedete sich Beyer.

Steinbach nickte. »Sagen Sie mir Bescheid wegen der Beerdigung.«

Helmuth Beyer ging zurück zu seinem Auto. Es war inzwischen warm geworden und die Sonne schien von einem strahlend blauen Himmel. Eigentlich wollte er dieses Wochenende mit Lilo verbringen. Sie hätten zum Schwimmen fahren können, abends zusammen kochen und dann auf dem Balkon sitzen und Weißwein trinken. Stattdessen hockte er mit Kollegin Britta Schweinowski in Stuckendorf. Ob er Lilo um diese Uhrzeit anrufen könnte? Er schaute auf die Uhr und griff zum Handy.

»Hallo Lilo, hast du gut geschlafen?«

»Helmuth, warum rufst du denn schon an?«

»Ich bin mit Schweinowski in Stuckendorf. Ein Mordfall.«

»Stuckendorf? Nie gehört. Und unser Wochenende?«
»Das müssen wir wohl verschieben. Leider.«
»Schade, ich habe mich so darauf gefreut.«
»Ich genauso. Was soll ich machen? Zwischenfahren lohnt nicht, wir werden hierbleiben müssen.«
»Also Plan B.«
»Plan B?«
»Ich werde erst shoppen und anschließend irgendwohin zum Essen fahren.«
»Glaub mir, ich würde lieber mit dir etwas unternehmen, aber es geht einfach nicht.«
»Schon gut, Helmuth, du kannst ja nichts für deinen Beruf.«
»Ich liebe dich.«
»Ich dich auch.«
»Ich rufe dich heute Abend wieder an, in Ordnung?«
»Bis dann, Helmuth.«

Beyer startete den Wagen und fuhr zurück nach Stuckendorf. Er war gespannt, was Schweinowski bisher herausbekommen hatte.

* * *

»Das ist mein erster Mord, sonst habe ich nur mit anderen Fällen zu tun«, erzählte Jakobsen Schweinowski, als sie in Richtung Marktplatz unterwegs waren.
»Aha«, brummelte Schweinowski.
»Ja, in letzter Zeit geht hier ein Fahrradmarder um.«
»Fahrradmarder?«
»So nenne ich ihn dienstintern. Laufend verschwinden teure Räder, einige obwohl sie abgeschlossen sind.«
»Aha.«
»Ich vermute, dass die Räder irgendwo zwischenge-

lagert, später abgeholt und in anderen Städten verkauft werden.«

»Hm.«

Britta Schweinowski und Sven Jakobsen gingen die Rosenstraße am verwaisten Rathaus vorbei, bogen dann in die Straße Am Heisterberg ein und trotteten schließlich die Süderstraße hoch bis zum Marktplatz, der sich in einen Süder- und einen Nordermarkt teilt. In der Mitte steht die beeindruckende Marienkirche, die alle Kriege heil überstanden hat. Die Kleinstadt machte auf Schweinowski einen sauberen und gepflegten Eindruck. Spuren des gestrigen ersten Teils des Sommerfestes waren bereits beseitigt worden. Hausfrauen nutzten das Wetter und hatten Bettwäsche über die Fenstersimse gelegt, damit sie gut lüften konnte. Auf dem Marktplatz befanden sich Holzbuden und Stände, an denen Bratwurst, gebrannte Mandeln, Bier und andere Leckereien verkauft wurden. Momentan waren die Stände jedoch geschlossen. Fahrzeuge der Touristen und Anwohner durften während des Sommerfestes lediglich auf einem abgesteckten Bereich des Südermarktes geparkt werden.

Als Schweinowski und Jakobsen über den Südermarkt Richtung Hotel Linde gingen, waren nur wenige Personen auf dem Marktplatz zu sehen. Das öffentliche Kleinstadtleben begann erst mit dem Öffnen der Geschäfte. Aus einer Bäckerei rechts neben dem Hotel wehte der Duft frischen Brotes. Schweinowskis Magen reagierte sofort mit einem leichten Knurren.

»Wegen des Marders habe ich mir übrigens etwas einfallen lassen ...«, begann Jakobsen erneut.

»Gut.«

Das Hotel Linde befand sich auf der Ostseite des

Marktplatzes. Restaurantgäste hielten sich zu diesem Zeitpunkt noch nicht an den Tischen vor dem Hotel auf. Servicekräfte waren gerade damit beschäftigt, Tische abzuwischen und Tischdecken aufzulegen.

Das Hotel war ein weiß getünchter zweistöckiger Bau aus dem späten neunzehnten Jahrhundert. Rechts neben dem Eingang hing eine Speisekarte, auf die Schweinowski einen sehnsüchtigen Blick warf. Die Preise zeigten ihr jedoch an, dass sie sich hier im gehobenen Segment bewegte und später lieber in die Bäckerei gehen sollte.

An der Rezeption war eine freundliche, aber bestimmt wirkende Frau mittleren Alters, die sich bemühte, einen Anrufer abzuwimmeln. Ein Plastikschild informierte, dass es sich um Frau Junge handelte. Als sie das Gespräch beendet hatte, wandte sie sich Schweinowski und Jakobsen zu.

»Guten Tag, was kann ich für Sie tun?«

»Mein Name ist Schweinowski, Kripo Schwerin, das ist Polizeimeister Jakobsen. Wir hätten gerne eine Auskunft von Ihnen. Ist bei Ihnen ein Gast namens Werner Steinbach abgestiegen?«

»Ja.«

»Das wissen Sie so aus dem Kopf?«

»Ja, er hat Zimmer 104, das ist im ersten Obergeschoss auf der linken Seite.«

»Herr Steinbach ist tot – ermordet«, teilte Schweinowski der Rezeptionistin mit.

Frau Junge wurde blass. »Um Gottes willen!«

»Wir möchten uns gerne in dem Zimmer umsehen. Würden Sie bitte die Reinigungskräfte anweisen, das Zimmer 104 heute nicht zu betreten?«

»Selbstverständlich«, hauchte Frau Junge und reichte

Schweinowski den Zimmerschlüssel, der sich an einem überdimensionalen Holzzylinder befand.

»Können Sie mir noch sagen, wann Herr Steinbach bei Ihnen gebucht hat?«

»Moment, das war vor vier Tagen, also am Dienstag. Es war gerade etwas frei geworden, weil ein Ehepaar die Buchung storniert hatte.«

»Und wann checkte Herr Steinbach ein?«

»Am Donnerstagabend«, antwortete Frau Junge, nachdem sie einen Blick auf den PC-Monitor geworfen hatte.

»Bekam er während seines Aufenthaltes Besuch?«

»Ich bin nicht rund um die Uhr hinter diesem Tresen, kann Ihnen deshalb keine endgültige Auskunft darüber geben. Aber während ich Dienst hatte, weiß ich von niemandem, der nach Herrn Steinbach fragte.«

»Wie lange wollte Herr Steinbach bleiben?«

»Er wollte eigentlich heute wieder abreisen, disponierte jedoch gestern um auf morgen.«

»Hm, wissen Sie, warum er plötzlich einen Tag länger bleiben wollte?«

»Tut mir leid. Er fragte lediglich, ob das möglich sei. Da das Zimmer ursprünglich bis zum Sonntag gebucht worden war, konnte ich einer Verlängerung problemlos zustimmen. Die meisten Gäste sind momentan wegen unseres Sommerfestes hier. Ab Sonntagmittag beginnt die große Rückreise«, erklärte Frau Junge.

»Herr Steinbach wird sicherlich in Ihrem Restaurant gegessen haben, oder?«

»Das ist anzunehmen.«

»Saß er beim Essen allein am Tisch, unterhielt er sich mit anderen Gästen, oder traf er Einheimische?«

»Da müssten Sie die Servicekräfte aus dem Restaurant befragen.«

»Vielen Dank einstweilen. Ach, ich suche noch für mich und meinen Kollegen zwei Zimmer. Ist bei Ihnen etwas frei?«

»Tut mir leid, wir sind ausgebucht. Bis auf, nun ja, Zimmer 104.«

»Gibt es in der Nähe Unterkunftsmöglichkeiten?«

»Das sieht schlecht aus. Wenn Sie sich ein wenig gedulden, kann ich für Sie in den anderen Hotels nachfragen«, bot Frau Junge an.

»Das wäre sehr freundlich«, bedankte sich Schweinowski und ging mit Jakobsen zum Lift, der gerade einige Urlauber, die zum Frühstücksbüfett strebten, ausgespuckt hatte.
